

Felix Zwoch

## Stadt + Kultur = Stadtkultur?

Akbar Behkalam arbeitet als Maler in Berlin Kreuzberg. Dieses Stück Stadt im Schatten der Mauer ist lange *das* Symbol für menschenverachtende Stadtsanierung, für Bauspekulation und Zerstörung, für Ausländerghetto und Sozialenquartier gewesen. Ein Stadtteil am Rande, jahrzehntelang ausgebeutet, am Ende abgeschrieben und abgerissen.

Das Bild stimmt heute nicht mehr. Neu ist die Erfahrung erfolgreichen gemeinsamen Widerstands gegen alltägliche Gewalt und Zerstörung gewohnter und gebrauchter Lebenszusammenhänge: Unterdrückung kann überwunden, Benachteiligung kann abgebaut werden, wenn man sich gegen das Vergessen wehrt. Neu sind auch vorsichtige Zukunftshoffnung und langsam wachsendes Vertrauen zu anderen und sich selbst. Und es ist in der Tat ein Fortschritt, wenn sich heute in Kreuzberg die Spuren des Verfalls mit denen des Neubeginns überlagern.

Vor zehn Jahren, als Akbar Behkalam aus seiner persischen Heimat, damals noch Schah-Diktatur, nach Berlin kam, war es ihm das Wichtigste, überhaupt wieder malen zu können. Er konnte sein erstes Atelier im Künstlerhaus Bethanien am Kreuzberger Mariannenplatz beziehen, weil er ein Stipendium erhalten hatte, nicht etwa, weil er sich bereits damals bewußt diesen Ort in der

Stadt ausgesucht hätte. Wie unbegreiflich muß ihm das fremde Kreuzberg und der Umgang der Menschen mit ihrer Stadt gewesen sein. Eine noch nahezu ungebrochenen Abrißmentalität der Architekten, eine Haltung der planerisch und politisch Verantwortlichen zu Geschichte und Tradition, die geprägt war von Verbrauch, Verschleiß und Wegwerfen des historischen Erbes mußte ihm, dem in seiner Heimat die Verwurzelung in Traditionen als selbstverständlicher Lebensentwurf mitgegeben worden war, wohl geradezu barbarisch erscheinen.

Akbar Behkalam ist Maler – und ist auch Emigrant. Ob auf Zeit oder für immer, das ist gleichgültig. Doppelt schwer war so der Zugang zu einer eigenen, neuen künstlerischen Identität in Deutschland: versperrt war die Rückkehr in die Heimat durch die politischen Verhältnisse im Iran, versperrt war die Auseinandersetzung mit dem neuen städtischen Alltag durch die Fremdheit in der großen Stadt Berlin. Was lag näher, als bei der Identitätssuche dort anzusetzen, wo die Brüche zwischen dem Gestern und dem Heute am deutlichsten zu Tage traten, wo Akbar Behkalam malte und den größten Teil seiner Zeit verbrachte: in Kreuzberg. Die Opposition zu dem, was er hier – übrigens nicht nur er – als Fremdbestimmung erfuhr, prägte bald die Inhalte und

Themen seiner Bilder, als er in Berlin sein Leben in der Emigration neu organisieren mußte. Der Stadtteil mit seinen noch nicht entdeckten und noch nicht verkauften Nischen wurde Objekt und Medium seiner künstlerischen Arbeit, die vertrauten Kompositionsprinzipien der islamischen Malerei setzten den dramaturgischen Rahmen für seine Bilder. Dieses dialektische Verhältnis von Heimat, Tradition und der manchmal schmerzhaften Auseinandersetzung mit der neuen Kultur, wie es in der künstlerischen Arbeit von Akbar Behkalam sichtbar wird, hat mich von Anfang an beeindruckt. Oft mußte ich an Walter Benjamins bekanntes Zitat denken, daß es nicht wichtig sei, „wie ein Kunstwerk zu den Produktionsverhältnissen der Epoche steht, sondern wie es *in* ihnen steht.“ Die Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Verhältnissen und der konkreten Wirklichkeit im Stadtteil muß – auch in der Kunst – einen konstruktiven Beitrag in Richtung auf Zukünftiges leisten und schließt das Einlassen auf langwierige und oft mühsame Verwandlungsprozesse ein. Neben Kritik und Anklage steht nun einmal, will man ernstgenommen werden, der neue, andere Lebens- und Gesellschaftsentwurf. Die Formulierung solcher Entwürfe mag mittels der Kunst leichter sein, denn es gehört zu ihrem Wesen, daß sie in Oppo-

sition steht und daß es ihr eher zugestanden wird, über das Ziel hinauszuschießen.

Seit Akbar Behkalam in Kreuzberg arbeitet, hat sich dort viel bewegt, haben Alternativen Raum gewonnen, an die man vor wenigen Jahren noch nicht einmal denken konnte. Die objektive soziale und ökonomische Situation der meisten Kreuzberger hat sich kaum verändert, die Haltung, der Umgang mit der eigenen Lebenssituation ist jedoch anders: Depression und Mutlosigkeit sind vorsichtiger Hoffnung, daß der Stadtteil vielleicht doch eine Zukunft hat, gewichen. Heute wollen Menschen wieder in Kreuzberg leben, wollen wieder dort bleiben, statt dem trügerischen Traum des sozialen Aufstiegs durch Wegzug nachzulaufen; heute suchen vor allem junge Menschen hier Freiräume, die sie andernorts nicht mehr finden. Das Wohnen in Kreuzberg ist nicht mehr nur Schicksal, sondern wird ein Stück weit persönliche Entscheidung.

Kreuzberg ist ein Ort geworden, auf den Utopien projiziert werden: daß behutsame Erneuerung eines Stadtteils, demokratisch und gemeinsam mit den Bewohnern geplant, verwirklicht werden kann, daß ein Zusammenleben von Deutschen und Ausländern ohne Verdrängung und unterwürfige Anpassung möglich ist, daß alternative Wohn- und Arbeitsformen praktisch und erfolg-

reich vorgelebt werden können, daß alte Kreuzberger Bürger und jugendliche Spontis Verständnis füreinander entwickeln. Ohne Zweifel, der Raum, in dem diese Alternativen wachsen könnten, ist vorhanden. Kreuzberg als Sonderfall ist eine jener selten gewordenen Inseln der Experimente, die als Antizipation zukünftiger Lebensformen weit über den Ort hinauswirken können, gibt man ihnen nur Zeit und gesteht man ihnen auch das Recht auf Irrtum zu. Wer hier – womöglich noch unter Hinweis auf gewährte finanzielle Sonderkonditionen – im Gegenzug raschen Erfolg und perfekte, übertragbare Handlungsanweisungen erwartet, verkennt, daß Alternativen vor allem eines brauchen, und das ist Zeit. Das oberste Gebot für Kreuzberg muß deshalb heißen: Den Raum lassen, ihn offenhalten – für Vergangenes und für Künftiges. Denn sonst droht das, was sich nur vorsichtig und sehr langsam entwickeln kann, unter den viel zu hohen Erwartungen zusammenzubrechen. Es darf niemanden verwundern, daß zu einer Zeit, in der selbstverständliche soziale Regeln und Übereinkünfte verlorengegangen sind, diese auch in Kreuzberg erst wieder neu und vielleicht ganz anders entwickelt werden müssen. Denn wenn die bloße Proklamation der Alternative zum Lebensprinzip wird, ohne die Zeit zu haben,

zunächst in der „Innenwelt“ ein Fundament sozialer Regeln zu entwickeln und zu erproben, ist es nur eine Frage der Zeit, bis auch die ursprünglichen Inhalte und Reformideen verlorengehen.

Kreuzberg ist keine sozial-romantische Idylle, Interessenkonflikte müssen hier ebenso ausgetragen werden wie überall sonst auch, dazu kommt eine Zusammenballung von wirtschaftlichen, städtebaulichen und sozialen Problemen und der Erwartungsdruck von innen und außen: ein Konsens zwischen den Einzel- und Gruppeninteressen wird so nicht unbedingt einfacher. Um ihn überhaupt möglich zu machen, geht es zunächst um das Einüben von gegenseitiger Toleranz und dann um die Rückkehr zur Normalität.

Wenn dennoch heute Ansätze einer Stabilisierung und einer neuen Kultur in Kreuzberg sichtbar werden, macht dies das Potential deutlich, das hier vorhanden ist, wenn es um das Ausprobieren gemeinschaftlicher Lebens-, Wohn- und Arbeitsformen geht. Dieses Potential zu nutzen, weit über Kreuzberg hinaus, heißt, den Stadtteil aus seiner Sonderrolle zu entlassen, abzuwarten und die vorhandenen konstruktiven Experimente nicht mit falschen und zu hohen Erwartungen zu erdrücken.